



## Schmilzt die Schweiz?

Eben will ich die gesammelten Gründe für und gegen das Fortbestehen der Schweiz, wie wir sie kennen, zuhanden von Denknetz analysieren, reflektieren und in gefällige Essayform kleiden. Nur ein paar Momente Aufschub noch, ein paar Minuten als Recherche getarntes Surfen im Netz: ein wenig Einstimmung ins Thema durch die Lektüre der guteidgenössischen NZZ.

Da stosse ich auf die fantastische Meldung von der Abdeckung des Gurschengletschers mit einer 3,8 Millimeter dicken Superfrischhaltefolie, die das Abschmelzen des Eises am Gemsstock verhindern oder zumindest verlangsamen soll. Prompt protestieren die Schweizer Sektionen von WWF und Greenpeace gegen die kurzsichtige Symptombekämpfung und empfehlen stattdessen griffige Klimaschutzmassnahmen, was immer das heissen mag. Die Naturschutzorganisation Pro Natura hingegen zeigt Verständnis für das tourismusnahe Andermatt Projekt und konzentriert ihren Widerstand gegen den Polyester/Polypropylen-Gletscherschutz auf landschaftlich besonders wertvolle Gebiete, die sie nicht näher definiert.<sup>1</sup>

Statt über die Schweiz denke ich jetzt also über die Existenzberechtigung von Gletschern nach und über die Vergänglichkeit der Natur. Schon in der Primarschule hatte mich eine unerklärliche Traurigkeit beschlichen, wenn der Lehrer etwa die stetige Geschiebeablagerung in Flussmündungen erklärte. Das nahe gelegene Bördeli zwischen Thuner- und Brienersee fand ich als Kind denn auch höchst befremdlich, obwohl ich die Landschaft um Interlaken gar nicht anders kannte und den einmal unzerteilten Wendensee nie mit eigenen Augen gesehen hatte, da die Schwemmebene kurz nach der letzten Eiszeit entstand. Trotzdem war mir die irreversible Veränderung unheimlich, ein Sicherheitsverlust. Die Welt soll so bleiben, wie sie ist, wünschte sich das Kind.

Wie wir alle, hat es mittlerweile mit der intensiven, komplexen und

---

### Lotta Suter

1952. Studium der Philosophie. Politologie und Publizistik. Mitbegründerin und langjährige Redaktorin der WochenZeitung, seit 1997 USA-Korrespondentin für diverse Medien, lebt bei Boston. Veröffentlichungen: ›Einzig und allein. Die USA im Ausnahmezustand‹ (2003); ›In aller Welt zu Hause. Al Imfeld – eine Biografie‹ (2005).

oft unberechenbaren Dynamik von Mensch und Umwelt leben gelernt. Wer weiss heute nicht um die Interdependenz von Ökologie und Ökonomie, Natur und Kultur, Territorium und Politik. Und doch versteht sich gerade die kleine, dicht besiedelte Schweiz, in der alles mit allem verhängt und daher ständig in Bewegung, in Entwick-

lung, im Umbruch ist, gerne als zeitlose unberührte Naturschönheit. Neben meinem computerisierten Arbeitsplatz zum Beispiel zeigt eine wunderschöne Aufnahme des Matterhorns mit Riffelsee im Vordergrund den Juni 2005 an; der Swissworld-Kalender ist ein Geschenk des zukunftsorientierten Schweizer Konsulats für Wissenschaft, Forschung und Bildung SHARE in Boston. Produziert ist er von Präsenz Schweiz, der offiziellen »Drehscheibe für den Auftritt der Schweiz im Ausland«.

Was ist das für eine Schweiz, die als Matterhorn verkleidet auftritt und ihre Gletscher mit PVC-Blachen vor der globalen Erderwärmung schützt? Braucht es diese Schweiz? Oder eine ganz andere?

Ob es überhaupt noch eine Schweiz braucht? Darüber habe ich zum letzten Mal nachgedacht, als wir anfangs der siebziger Jahre ›Des Schweizers Schweiz‹ von Peter Bichsel lesen und interpretieren mussten. Mein damaliger Schulaufsatz ist ein äusserst spröder, fast abweisender Text. Eben aus einem Austauschjahr in den USA zurückgekehrt, wo ich miterlebt hatte, wie weisse und schwarze Mitschüler sich in den Pausen regelmässig die Köpfe einschlugen, wie kaum achtzehnjährige Freunde gegen ihren Willen nach Vietnam geschickt wurden oder – das war damals für eine aus der Schweiz noch unerhört – wie Menschen auf der Strasse bettelten, hungerten und froren, kamen mir Bichsels Schweizprobleme sehr klein und unbedeutend vor. Ich verfasste zuhause des fortschrittlichen Deutschlehrers die erwartbaren kritischen Gedanken zur selbstgerechten, musealen, unveränderbaren Schweiz und krönte das Ganze mit gymnasialen Weisheiten wie: Politische Freiheit ist kein Zustand, sondern eine Tätigkeit. Oder: Die typisch schweizerische Selbstgerechtigkeit wird bloss sich selbst gerecht. Dass mit des Schweizers Schweiz auch meine eigene Herkunft und Heimat zur Diskussion stand, hatte ich ausgeblendet. Diese Verkomplizierung hielt ich mir mit einer gestelzten pseudosoziologischen Definition der Nation als »Kollektiv der sozialen Beziehungen« vom Leib.

Heute lese ich ›Des Schweizers Schweiz‹ anders. Die Provokation des 1967 geschriebenen Essays ist längst erkaltet, viele Thesen sind überholt. Politisch interessant bleibt die Ambivalenz des Autors, der über ›sein‹ Land gleichzeitig sagt, das Gemeinsame beeindrucke ihn nicht und er habe Heimweh nach dem Bekannten. »Die Schweiz ist mir bekannt. Das macht sie mir angenehm. Hier kenne ich die Organisation. Hier kann ich etwas durchschauen«, schreibt Peter Bichsel. »Ich fühle mich hier sicher, weil ich einordnen kann, was hier geschieht. Hier kann ich unterscheiden zwischen der Regel und dem Ausserordentlichen. Sehr wahrscheinlich bedeutet das Heimat. Dass ich sie liebe, überrascht mich nicht.«<sup>2</sup>

Dass mir diese Textstelle jetzt auffällt und gefällt, hat mit meinem Alter und meiner Stellung als Auslandschweizerin zu tun; aber das ist nicht das Ende, sondern der Anfang einer allgemein gültigen Erklärung. Männer und vor allem Frauen, die wie ich in der Schweiz der fünfziger Jahren geboren wurden, haben von Kind weg das Abbröckeln erstarrter Werte und Strukturen miterlebt, das Schmelzen einer unübersehbaren gesellschaftlichen Gletscherlandschaft. Für uns war nichts mehr so absolut, wie unsere Eltern es kannten. Kernfamilie, Eiserner Vorhang, berufliche Ständeordnung, Patriarchat, Klassengesellschaft, die Parteienlandschaft – alles geriet ins Wanken. Viele stürzten sich kopfüber in die neue Zeit mit dem neuen grossartigen Vokabular: Pille und freie Liebe, Bildungsoffensive und Arbeiterbewegung, Feminismus und internationale Solidarität. Die Linke, die Frauenbewegung, der Umweltschutz – alles wurde nach 68 neu und erfunden, besser natürlich und radikaler. Wer etwas auf sich hielt, war antikapitalistisch, antipatriarchal, antiautoritär. Wir sprengten unsere sozialen und politischen Fesseln ohne Rücksicht auf Verluste – und verlagerten hartnäckige sentimentale Sehnsüchte, Bichsel würde sie vielleicht »Heimweh nach Bekanntem« nennen, in die sichere Ferne: in den Schoss lateinamerikanischer oder afrikanischer Grossfamilien oder an den Küchentisch eines hoch romantisierten Proletariats.

An die Schweiz, dieses konservative, kontrollierende, fischierende Vaterland, wurden in dieser bewegten Zeit wenig Gedanken und noch weniger Gefühle verschwendet; linker Patriotismus war eine *Contradictio in adjecto*, so undenkbar wie der berühmte schwarze Schimmel. Nie und nimmer wäre Anita Fetz in den siebziger oder achtziger Jahren im roten T-Shirt mit Schweizer Kreuz aufgetreten, wie sie das im Herbst 2001 im Nationalrat als Rednerin für den UNO-Beitritt tat. Worin unterschied sich diese linke nationalistische Geste vom rechten Fahnenmeer, das zur gleichen Zeit in den USA Demokratie und Dissens überflutete und wegspülte? War es wirklich der richtige Moment, um auf symbolischer Ebene um Begriffe wie Patriotismus, Nation, Freiheit, Demokratie zu kämpfen, wie es uns Hermann Lübbe im Philosophieseminar theoretisch immer wieder nahe gelegt hatte? Oder war es bloss spielerische postmoderne Verkleidung, opportunistischer Chauvinismus, eine oberflächliche taktische Finte? Hat die Linke überhaupt politische Optionen für die Schweiz als Nation? War und ist die 1989 propagierte Schweiz ohne Armee, die Konversion zur Friedenssicherung, ein solcher Ansatz? Was gibt es sonst? Was bedeutet es, wenn die Linke in Europafragen vor allem darüber streitet, wie für die Schweiz das Schlimmste zu verhindern wäre? Was, wenn die sozialdemokratische Aussenministerin angesichts

der veränderten Weltlage mit einem bilateralen Freihandelsabkommen Schweiz–USA liebäugelte? Ist angesichts der heiligen Krieger in West und Ost die Schweiz in der Rolle der ehrlichen Maklerin vielleicht doch die bestmögliche Vision?<sup>23</sup> Ist das noch eine linke Idee? Braucht die Linke überhaupt noch eine Schweiz?

Wenn ich den Thesen glaube, welche die Denknetz-Redaktion zum Thema dieses Essays zusammengestellt hat, steckt die Schweizer Industrie in einer Sackgasse, die verbleibenden Weltkonzerne sind immer weniger an der Nation interessiert, der Reichtum als Klammer des Vielvölkerstaates schrumpft bedrohlich, und das Einzige, was die Schweiz noch zusammenhält, ist historische Trägheit. Da fragt man sich tatsächlich: Was spricht dagegen, die Deutschschweiz zu Deutschland, die Romandie zu Frankreich und den Tessin zu Italien zu schlagen? – Abgesehen davon, dass man für die Rätoromanen vielleicht doch ein kleines Allegria-Reservat aussparen sollte, ist der Vorschlag zur Auflösung der Schweiz AG nicht neu. Schon die Jugendbewegung der achtziger Jahre wollte aus dem Staat Gurkensalat machen und forderte freie Sicht aufs Mittelmeer. Angenommen, nicht bloss die Gletscher, sondern auch die politische Formation des Landes schmelze dahin und wir hätten den schweizlosen europäischen Raum – was dann?

Wir haben in der Schweizer Linken bisher vor allem die eine Seite gesellschaftlicher Veränderung diskutiert: Den Gang durch die Institutionen, schweizerische oder europäische, und was Kritik von innen heraus bewirken kann, wann und wo dieses Mitmachen korrumpiert. Seltener sprechen wir darüber, was passiert, was übrig bleibt, was fehlt, wenn Werte und Strukturen tatsächlich zerschlagen werden.

Ich bilde mir ein, Feministinnen hätten zuerst entdeckt, wie eng Befreiung und Deregulierung beieinander liegen und wie schnell das eine in das andere umschlagen kann. Die Auflösung patriarchaler Herrschaftsverhältnisse – wie etwa im alten Ehe- und Scheidungsrecht der Schweiz oder im Konzept des Ernährerlohns festgeschrieben – brachte nicht automatisch eine schöne neue Frauenwelt, sondern auch viel ökonomische Unsicherheit und soziale Unverbindlichkeit für alle, die nicht jung, gesund und kinderlos waren. Wenige wollen die alte Familie zurück – aber wo sind die neuen verlässlichen Beziehungsformen für gute und schlechte Zeiten? Wer übernimmt soziale Verantwortung, wer macht die unbezahlte Arbeit – wenn nicht immer noch oder schon wieder die Frauen? Der Feminismus wollte Emanzipation; offeriert wurde im besten Fall Gleichstellung mit der Männernorm des klassischen Homo oeconomicus. Vom sozialen Ballast befreite Singles, Männer wie Frauen, wurden zu idealen kleinen Profitcenters oder Arbeits- und Kon-

sum-Monaden. Die Wirtschaft war am Mehrangebot von flexiblen, gut ausgebildeten oder billigen Arbeitskräften durchaus interessiert, aber nicht an einer grundsätzlich neuen gesellschaftlichen Arbeitsteilung und -organisation. »Diese durchgehende Verkapitalisierung unserer Werte ist nicht einmalig und war eigentlich vorauszusehen«, schrieb ich 1988 zum zwanzigjährigen Jubiläum der neuen Frauenbewegung.<sup>4</sup>

Sehen wir eine solche Gefahr der Vereinnahmung unserer Werte auch auf staatspolitischer Ebene voraus? Oder nehmen wir an, dass eine Abkehr von der Nation oder ihre Aufhebung im europäischen Raum automatisch das Ende von Chauvinismus, Konservatismus und Fremdenfeindlichkeit bedeutet? Warum waren diejenigen Kulturschaffenden, die 1991 im Kontext der 700-Jahrfeier eine Abschaffung der Schweiz forderten, so sicher, dass das eine Befreiung aus der Enge und nicht bloss eine Deregulierung mit den immer gleichen Verlierern wäre?

»Nur hier [in der Schweiz, ls.] kann ich mit Sicherheit Schüchterne von Weltgewandten unterscheiden«, schreibt Peter Bichsel. Historische Trägheit? Vielleicht; sie ist ein wichtiger menschlicher und politischer Faktor, der nicht gering geschätzt werden sollte. Als ich 1997 mit vier Kindern vom Tösstal nach Neuengland auswanderte, erlebte ich, was es braucht, bis man an einem neuen Ort »zwischen der Regel und dem Ausserordentlichen« unterscheiden kann. Was ich in den USA jedoch schnell begriffen habe: Wer sich deplatziert und verloren, ja bedroht fühlt durch die Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung, ist besonders anfällig für das Sicherheitsversprechen fundamentalistischer Ideen. Wo der Ausnahmezustand, der Kampf ums Überleben, zur Regel gemacht wird, gerät die Demokratie selbst in Gefahr.<sup>5</sup>

Bei einem Schweizbesuch im Herbst 2003 hingen überall SVP-Plakate, die eine baldige Islamisierung der Schweiz androhten. Das überraschte mich nicht. Auch nicht das wütende Geschimpfe meiner Freunde über die xenophobe Propaganda der Rechten. Hingegen vermisste ich ein starkes, positives – und plakatives! – Gegenbild: die kühne Vision einer weltoffenen, integrativen, kulturell neugierigen Schweiz. War das nicht seit 1848 die Aufgabe der Linken im Land? Wieso sollte es heute so viel anders sein?

Die Nationalstaaten haben sich gewandelt, aber sie werden sich in Europa noch eine ganze Weile nicht in Luft auflösen – das zeigte nicht bloss die Schweizer EU-Abstimmung vom Dezember 1992, sondern das bewiesen auch die Urnengänge in Frankreich und den Niederlanden im Mai 2005. In all diesen Voten war der Patriotismus, man könnte auch sagen die Vorliebe für »das Bekannte«, beim Volk weitaus stärker als bei

der *Classe politique*, die pragmatischer und auch opportunistischer mit veränderten Machtverhältnissen umgeht. Diese Diskrepanz ist mittlerweile hinlänglich bekannt und sollte endlich entdramatisiert werden. Ein ›Non‹ oder ›Nee‹ zu einer europäischen Verfassung bedeutet nicht gleich den Untergang Europas, wenn man das Gesamtbild vor Augen hat: Erstens entwickelten sich die europäischen Staaten innert erstaunlich kurzer Zeit von militärischen Gegnern zu politischen Akteuren, die ihre grossen und kleinen Konflikte und Differenzen aushandeln, manchmal grosszügig, öfters kleinlich und krämerisch, wie das unter Nachbarn so üblich ist. Und zweitens gilt trotz der lauten und hässlichen Propaganda der Nationalisten in vielen Ländern: Die hartnäckige Ausrichtung eines Grossteils der Franzosen, Holländerinnen, Schweizer und Engländerinnen am Nahbereich ist an sich weder reaktionär noch progressiv. Rechte wie Linke sagten in den letzten Jahrzehnten Nein zur Supernation Europa. Pragmatische Zusammenarbeit ist trotzdem möglich, wie die bestehenden Verträge und wie auch die jüngste Abstimmung in der Schweiz zu den Schengen/Dublin-Abkommen zeigt. – In den USA sind es zur Zeit übrigens die Republikaner, die von einem Grossreich träumen, und liberale Politologen, die sich eine Zerschlagung des Leviathan und einen lockereren Zusammenschluss von vereinigten Staaten wünschen.

In ihrem Essay ›Kann Patriotismus solidarisch sein?‹ argumentiert die Philosophin Martha Nussbaum mit Aristoteles gegen Platos ideales Staatswesen, in dem jeder für jeden, ob nah oder fern, gleichermassen verantwortlich ist. »Wenn wir wollen, dass unser Zusammenleben mit andern moralische Leidenschaft beinhaltet – für Gerechtigkeit in einer Welt der Ungerechtigkeit, für Hilfe in einer Welt, in der viele das Nötigste entbehren müssen – tun wir gut daran, vorerst bei den vertrauten starken Gefühlen für die eigene Familie, Gemeinde und Nation anzusetzen. Nur sollte sich unsere Anteilnahme nicht auf diese lokalen Bindungen beschränken.«<sup>6</sup>

Eine linke Standortpolitik ohne Chauvinismus wäre es, diese leidenschaftliche Anteilnahme von innen nach aussen zu fördern und zu organisieren. Die Schweiz ist ein politisch intensiv gestalteter Raum mit guter Verfassungsgrundlage und immenser – wenn auch nicht immer rühmlicher – Erfahrung im Handeln und Verhandeln auf nationaler und internationaler Ebene. Diese Stärken der Politik gilt es zu erhalten und auszubauen. Dass sich Wirtschaftsinteressen nicht mit Landesgrenzen decken, ist – auch wenn es die aktuelle Globalisierung so suggeriert – nicht neu. Es kann nie Aufgabe einer fortschrittlichen Politik sein, der wirtschaftlichen Entwicklung hinterher zu rennen und ihr eilig geschaffene Grossräume anzubieten, die noch profitabler genutzt werden kön-

nen. Grosse politische Einheiten wie Europa, die USA oder China bieten bezüglich menschengerechter Verteilung von Arbeit und Einkommen ebenso lausige Lösungen an wie die Kleinstaaten. Die Aufgabe eines demokratischen Rechtsstaates ist es, die Lebensgrundlage ihrer Bewohnerinnen und Bewohner, die weit mehr sind als frei verfügbares Humankapital, zu schützen und zu gewährleisten. Es braucht eine Schweiz, die allem Menschlichen, dem kühnsten Intellekt wie der kindlichsten Sehnsucht, eine Heimat bietet – mit einem unerschrockenen Blick auf die Welt.

## Anmerkungen

- 1 Gemäss sda-Meldung in der NZZ Online vom 10. Mai 2005.
- 2 Peter Bichsel ›Des Schweizers Schweiz‹. Zürich 1969.
- 3 Halbzeitbilanz des Bundesrates zum aussenpolitischen Bericht 2000 ›Präsenz und Kooperation‹.
- 4 ›Also kein Höhenflug‹, in WOZ 17/1988.
- 5 Ausführlicher in meinem Buch ›Einzig und allein. Die USA im Ausnahmezustand‹, Rotpunktverlag, Zürich 2003.
- 6 Martha Nussbaum ›Can patriotism be compassionate?‹, erschienen in der linken US-Zeitschrift Nation vom 17. Dezember 2001.